

NORBERT OELLERS (Hrsg.)

Friedrich Schiller, Johann Wolfgang Goethe. Der Briefwechsel, hrsg. u. komm. v. Norbert Oellers u. Mitarb. v. Georg Kurscheidt, Reclam Verlag, Stuttgart 2009, 1180 S.

Trotz der Gewissheit, „dass es in der Geschichte der deutschen Literatur keinen auch nur annähernd so bedeutenden Briefwechsel gibt wie den vorliegenden“ (II, 186), war eine historisch-kritische Ausgabe bis heute Desiderat geblieben.¹ Erst NORBERT OELLERS, der beide Autoren editorisch betreut – Schiller in der Nationalausgabe seit 1978 als Mitherausgeber (seit 1997 als Herausgeber), Goethe in der seit 2008 erscheinenden Briefausgabe als Mitherausgeber –, gelang unter Mitarbeit von GEORG KURSCHIEDT (ebenfalls Mitherausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen) das Kunststück, den Text der über 1.000 Briefe, die Goethe und Schiller zwischen 1794 und 1805 wechselten, „unter Berücksichtigung aller Eigenheiten der Texte exakt editionskritisch“ (II, 186) vorzulegen.

Der Gewinn gegenüber bisherigen Ausgaben liegt in der textphilologischen Absicherung der Tatsache, dass Goethe zum Diktat neigte,² Schiller aber seine Briefe ausschließlich selbst niederschrieb. Wenn Goethe am 14.10.1797 (aus Stäfe) seinen Brief mit dem Hinweis einleitet, er wolle sich mit Schiller vom Bett aus ‚unterhalten‘, so ist dies nicht ausschließlich im übertragenen Sinn zu verstehen. Abgesehen vom Dialog, in den beide plötzlich getreten waren, versteht Goethe das Briefschreiben als Form der Rede. Sie erreichte ihren Höhepunkt immer dann, wenn die Freunde nicht am selben Ort waren. Bezeichnenderweise wurden während Schillers Jenenser Zeit die meisten Briefe geschrieben. Auf die Zeit nach Schillers Umzug nach Weimar entfallen nur 20% der Briefe.

Die diplomatische Wiedergabe der Briefe wird besonders den diktierten Briefen gerecht, deren Wortlaut grammatische und orthographische Fehler enthält, teilweise sogar missverständlich ist (‚modifiziert‘ statt ‚mortifiziert‘ [Nr. 196]; ‚von Medall‘ musste Goethe zu ‚formidabel‘ [Nr. 242] nachbessern). Es sind aber nicht solche Kuriositäten, die das Diktat interessant machen. Wenn Schiller schrieb, Goethe dagegen diktierte, betrifft dies die Form der Gedankenausbreitung. Schillers Rede ist in sich fester gefügt, jeder Satz bildet eine Einheit; in Goethes Briefen hingegen erhält

der Leser oft den Eindruck eines Redeflusses, der nur äußerlich und nachträglich in Sätze untergliedert ist. Die vorliegende Ausgabe gibt über Goethes nachträgliche Zeichensetzung Rechenschaft,³ wobei die Herausgeber verständlicherweise nur zweifelsfreie Verbesserungen als diejenigen Goethes (= G) markieren konnten. Dabei ist auffällig, dass Goethes verschiedene Schreiber gerade dort kein Satzzeichen setzten, wo ein Leser es noch am ehesten erwarten würde: am Ende einer abgeschlossenen syntaktischen Einheit. Man könnte vermuten, im Diktat würden andere Mittel wie Betonung, Lautstärke oder Emphase den gesprochenen Redefluss strukturiert haben. Das Fehlen der Satzzeichen wäre dann ein Effekt einer Satzgrenzen überspringenden Stimmführung. Allerdings hätte dann der Schreiber gedankliche Pausen wenigstens durch Kommata oder Semikola anzeigen müssen.

Wenn anscheinend die meisten nachträglichen Korrekturen Goethes in seinen Diktaten fehlende Punkte betreffen, so ist dies für uns allein deshalb sichtbar geworden, weil Goethe nicht nur den Punkt nachtragen, sondern das folgende Wort in die Großschreibung korrigieren musste. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass Goethe mit dem Schreiber übereingekommen war, dieser solle nur dann Satzzeichen einfügen, wenn Goethe sie ihm eigens diktierte; ansonsten, so die Vermutung, behielt er sich vor, sie beim Gegenlesen selbst zu setzen. Da nachträglich eingefügte Kommata schwer bis unmöglich zu identifizieren sind, könnten auch diese von Goethe stammen. Obgleich ein solcher Schluss weiterhin spekulativ bleibt, löste er den Widerspruch auf, dass der Schreiber einerseits selbstständig Kommata eingefügt haben soll, aber andererseits an Punkten scheiterte.

Goethes Brief vom 19.11.1796, in dem er sich über Körners Deutung zum *Wilhelm Meister* äußert, die er von Schiller zuvor erhalten hatte, möge das Problem verdeutlichen. Die 21 Druckzeilen des ersten Absatzes teilte Goethes Schreiber durch nur einen Punkt in zwei Hälften, ansonsten gliedern Kommata und Semikola den Redefluss. Den Eingang von Goethes Diktat vermied er zu unter-

gliedern: „Der Körnersche Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, um so mehr als er mich in *einer entschiedenen ästhetischen Einsamkeit antraf die Klarheit und Freyheit*, womit er seinen Gegenstand übersieht ist wirklich bewundernswerth, er schwebt über dem Ganzen, übersieht die Theile mit Eigenheit und Neuheit, nimmt bald da bald dort einen Beleg zu seinem Urtheil heraus, decomponiert das Werk um es nach seiner Art wieder zusammen zu stellen und bringt lieber das was die Einheit stöhr, die er sucht oder findet, für diesmal bey Seite, als daß er, wie gewöhnlich die Leser thun sich erst dabey aufhalten, oder gar recht darauf lehnen sollte“ (Nr. 245, Herv. A. N.). Zwar könnte der Schreiber für einen Moment der Ansicht gewesen sein, Goethe wollte an den Nebensatz („in einer ästhetischen Einsamkeit antraf“) eine Infinitivgruppe mit ‚zu‘ anschließen: „um so mehr als er mich in einer entschiedenen ästhetischen Einsamkeit antraf[,] die Klarheit und Freyheit [zu]“. Aber mit dieser Art von Erklärung würde man schon bei der zweiten Stelle (und bei den meisten anderen Stellen in seinen Briefen) nicht weiterkommen. Nach 14 Zeilen (im Druck) beginnt nun tatsächlich ein neuer Satz – und es ist davon auszugehen, dass Goethe diesen schon im Diktat vorschrieb –, der wiederum einen sinnwidrigen Fortgang hat in der ersten Niederschrift: „Bey diesem Aufsatz ist es auch überhaupt sehr auffallend, daß sich der Leser productiv Verhalten muß wenn er *an irgend einer Production Theil nehmen will von den passiven Theilnahmen* habe ich leider schon die betrübtesten Beyspiele wieder erlebt“ (ebenda, Herv. A. N.). Hier anzunehmen, der Schreiber habe den Anfang des neuen Satzes übersehen, würde dessen Kompetenz unterschätzen. Viel eher ist dies ein Hinweis dafür, dass Goethe sich solche unmarkierten Stellen vorbehalten hat, selbstständig entweder mit einem Punkt oder einem Komma oder einem Semikolon zu besetzen. Trifft diese Hypothese zu, dann gewinnen jene ‚Punkte‘, die schon während des Diktats gesetzt wurden, umso größere Bedeutung für die Gliederung der brieflichen Rede.

Auf Schillers Kritik des Dramenfragments *Elpenor* (25.6.1798, Nr. 473), um die ihn Goethe gebeten hatte, ohne aber seine Autorschaft zu nennen, reagierte Goethe zu Beginn des folgenden Briefes sichtlich bewegt (28.6.1798, Nr. 474): „Zufälligerweise, oder vielmehr weil ich voraus-

setzte Sie wüßten daß Elpenor von mir sey, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe, nun ist es mir um so lieber, *da dieses Product ganz rein auf Sie gewirkt hat es können ungefähr 16 Jahre seyn* daß ich diese beyden Acte schrieb, nahm sie aber bald in Aversion und habe sie seit 10 Jahren gewiß nicht wieder angesehen.“ (Nr. 474, Herv. A. N.) Hier auf schließen sich zwei Sätze, die bereits im Diktat in ihrer Einheit existiert haben; Goethe muss also dem Schreiber ausdrücklich die Satzenden genannt haben. Bedenkt man, dass Schillers Kritik bei manchem Lob doch recht hart ausfiel (‘dilettantisches Product‘, ‚gewisse Weiblichkeit der Empfindung‘), verweisen die beiden Sätze auf genaue Überlegung des Ausdrucks und eine reflexive Unterbrechung des Redeflusses: „Ich freue mich über ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie so oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand in dem ich mich befinden mochte und die Ursache, warum das Product mir zuwider war, läßt sich nun auch denken.“ (Ebenda)⁴ Neben solcher emotionalen Codierung hat die bereits im Diktat erfolgte Satzmarkierung auch eine bloß gliedernde Funktion. Im selben Brief wechselt Goethe das Thema auf zwei Gedichte von Schlegel: „Hierbey zwey kleine Gedichte von Schlegel.“ (Ebenda)

Die wenigen Beispiele deuten auf einen bewussten Umgang Goethes mit der Zeichensetzung hin, die zu seiner Zeit noch nicht standardisiert war, sondern deren Verwendung freier in der Hand des Autors lag. Gerade wegen ihrer fehlenden allgemeinen Regulierung wird Goethe eine bedeutsame Praxis der schriftlichen Redefolge wie die Zeichensetzung nicht dem Schreiber überlassen haben.

An diesem Ort konnte nur auf das Phänomen hingewiesen werden, das die ‚diplomatische Wiedergabe‘ der Briefe erst sichtbar macht. Gleichwohl könnte seine genaue Bedeutung erst in einer umfassenden Analyse erschlossen werden, so dass die Überlegungen im Rahmen der Rezension vorläufig verbleiben und als Anregung für eine intimere Auseinandersetzung dienen mögen.

Neben dem vorgestellten Aspekt, den die neue Ausgabe des Briefwechsels demonstriert, bringt sie vereinzelt neue Erkenntnisse, etwa hinsichtlich Goethes Titelgebung. Im Winter 1804/05 diktierte Goethe seine Übersetzung von Diderots *Le neveu de Rameau*. Zunächst (am 21.12.1804)

sprach Goethe vom ‚Dialog‘ und ‚Gespräch‘ (Nr. 987). Am 14.1.1805 bezeichnete er Diderots Satire als „Rameau’s Vetter“ (Nr. 992), einen Monat darauf, im Brief vom 24.2.1805 streicht er ‚Vetter‘ zu ‚Neffe‘ (Nr. 1001).

Der zweite Band versammelt Informationen, die den Briefwechsel historisch verständlich machen möchten, darunter Anmerkungen zur Überlieferung und Datierung der Briefe (II, S. 7–181), einen kurzen Beitrag zur Geschichte des Briefwechsels (II, S. 186–194), ein Fremdwortverzeichnis, ein Verzeichnis samt Register zu den von Schiller und Goethe herausgegebenen Periodica, eine hilfreiche Zeittafel mit den wichtigsten Daten und Ereignissen, die das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller charakterisieren, sowie ein umfangreiches Register. Der eigentliche Kommentar beschränkt sich auf die in den Briefen genannten Personen und ihre Schriften. Verzichtet wurde auf einen Forschungsüberblick zum Briefwechsel.

Die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller kann nunmehr auf einer den Quellen nahen Textbasis studiert werden. Zudem sind beide Bände hinsichtlich der Bindung, des Satzes und des Papiers sehr ansehnlich geworden.

DETLEF KREMER (Hrsg.)

E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung (Reihe: de Gruyter Lexikon), Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009, 666 S.

Das Schaffen E. T. A. Hoffmanns im Schnittpunkt der sein Werk prägenden Einflüsse, Konzepte und Tendenzen panoramatisch darzustellen, stellt eine besondere Herausforderung dar, denn zu berücksichtigen ist hier nicht nur ein weitläufiges literarisches Umfeld, sondern zudem ein musikalisch-musikästhetisches, ein juristisches und ein naturwissenschaftlich-medizinisches. Und es gilt nicht nur, die Bedeutung dieser verschiedenen Wissensdiskurse für Hoffmanns literarisches Œuvre herauszuarbeiten, sondern zudem sein musikalisches Schaffen und seine zeichnerischen Arbeiten angemessen zu berücksichtigen und in ihrer Beziehung zum literarischen Schaffen zu beleuchten. DETLEF KREMERs Hoffmann-Handbuch wird diesen mehrfachen Ansprüchen auf überzeugendste Weise gerecht. Es repräsentiert bezogen auf die vielfältigen Teilbereiche des Wis-

Anmerkungen

- 1 Auch die textkritische Ausgabe Wilhelm Vollmers (1881) griff in Orthographie und Interpunktion der Briefe ein, vgl. Oellers’ Bericht *Zur Geschichte des Briefwechsels* (II, S. 192 f.).
- 2 Zum Diktieren Goethes vgl. Paul Knauth: *Goethes Sprache und Stil im Alter*, Leipzig 1898, S. 113 und Georg Rausch: *Goethe und die deutsche Sprache*, Leipzig, Berlin 1909, S. 42 ff., 96 f.
- 3 Zur Zeichensetzung bei Goethe vgl. Jürgen Stenzel: *Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung: Neukirch, Wieland, Goethe, Kleist, Brentano, Stifter, Raabe, Thomas Mann, Döblin, Göttingen* ²1970.
- 4 Schiller antwortet noch am selben Tag (Nr. 475) mit seiner Überraschung, *Elpenor* sei von Goethe mit seiner Überraschung, *Elpenor* sei von Goethe und wendet dann sein Urteil in ein indirektes Lob: „Uebrigens ist es für die Geschichte Ihres Geistes und seine Perioden ein unschätzbares Document, das Sie ja in Ehren halten müssen.“

Alexander Nebrig

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II
Institut für deutsche Literatur
D-10099 Berlin

sens über Hoffmann, seine Biographie und sein Wirken in beeindruckender Breite den aktuellen und avanciertesten Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse und geht zudem in einer ganzen Reihe von Beiträgen über deren Darstellung noch hinaus, als es neue Perspektiven auf Hoffmann eröffnet und bisher unterbelichtete Zusammenhänge sichtbar macht. Zur Realisierung des interdisziplinären Unternehmens wurden Vertreter verschiedener Fachdisziplinen (Literatur-, Musik- und Rechtswissenschaft) herangezogen, souverän koordiniert durch den Herausgeber. Obwohl in einer Reihe mit dem Titel *Lexikon* erschienen, handelt es sich nicht um ein (alphabetisches) Lexikon, sondern um ein in Sachgebiete gegliedertes Handbuch (das mit einem die Navigation erleichternden Namenregister endet). Ein praktischer alphabetisch-lexikographischer